

Sächsische Volkszeitung

Erscheint täglich nachm. mit Ausnahme der Sonn- u. Festtage.
 Bezugspreis: Vierteljähr. 1 M. 50 Pf. (ohne Postgebühren).
 Post-Verzeichnisnummer 6858.
 Bei außerdeutschen Postanstalten laut Zeitungs-Preisliste.
 Einzelnummer 10 Pfennige.

Unabhängiges Tageblatt
 für Wahrheit, Recht und Freiheit.
 Buchdruckerei, Redaktion und Geschäftsstelle:
 Dresden, Pillnicher Straße 43.

Inserate
 werden die 6 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 15 Pf.
 berechnet, bei Wiederholung bedeutender Rabatt.
 Redaktions-Sprechstunde: 11—1 Uhr.
 Fernsprecher: Amt L. Nr. 1366.

Nr. 33.

Dienstag, den 10. Februar 1903.

2. Jahrgang.

Die „freie“ Kirche im „freien“ sozialdemokratischen Zukunftsstaat.

Unter den verschiedenen Tieren der Fabelgattung ist das Chamäleon von sprichwörtlicher Verführtheit geworden wegen des raschen Wechsels in der Farbe seiner Haut. Die Färbung des Chamäleons ist nämlich sehr verschieden, je nach dem jeweiligen Gemütszustande, nach Temperatur und Beleuchtung. Wegen dieser Fähigkeiten, in allen Farben zu schillern, und je nach Bedürfnis und den Verhältnissen entsprechend seine Farbe zu wechseln, empfehlen wir der Sozialdemokratie das Chamäleon als Wappentier.

Nichts ist nämlich den Sozialdemokraten so zuwider, als wenn man an sie die Frage richtet, welche Götzen an den sie umschmeichelnden Faust richtet: „Sag, wie hast du's mit der Religion?“ Gerade wie Faust antwortet sie dann mit einem Schwall von Redensarten, um bei den Hören den Eindruck zu gewinnen: „So ungefähr sagt das der Pfarrer auch, nur mit ein bisschen andern Worten.“ Gibt man sich aber damit nicht zufrieden, sondern will eine offene und klare Beantwortung der Frage, so wird die Verlegenheit groß, zumal in Gegenden, wo die Volksmassen noch christlich denken und es daher für die Sozialdemokratie geboten ist, ihre christumsfeindliche Faust in der Tugend zu machen.

Eben jetzt vor der Reichstagswahl zieht die Sozialdemokratie wieder auf den Gipfelpfand und hat zu diesem Zweck ihre Keimrute mit allerhand schönen Redensarten von Toleranz und religiöser Duldung, vom Privatcharakter der Religion und anderen höchst verlockend aussehenden Sprüchen versehen.

Doch ihr aber von der katholischen Presse die Heuchelmäule vom Gesicht gerissen und die ganze Hohlheit und Habseligkeit dieser Redensarten enthüllt wurde, ist zumal den sozialdemokratischen Wählern arg in die Parade gehalten.

Doch mit der Geschwindigkeit, mit welcher eine Maus ein Loch sucht und findet, hat diese Presse eine neue Ausrede erdacht, die etwas niedriger gehängt zu werden verdient, weil hier der sozialdemokratische Wiedermann in seiner ganzen Verschlagenheit sich bloßstellt.

Nun versichert jetzt die Sozialdemokratie habe nichts weniger im Auge als eine Vernichtung der Kirche und des Christentums. Ihr kirchenpolitisches Ziel sei kein anderes als die „freie Kirche im freien Staat“. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika sei ja das bereits durchgeführt und die Kirche laufe sehr gut dabei. Deshalb sei es ein blühendes Verbrechen, die Sozialdemokratie der Christumsfeindlichkeit zu bezichtigen.

Also singen die Genossen, doch es ist ein falsches Lied. Wollen wir einmal den utopischen Gedanken einer freien Kirche im freien Staat näher treten, so ergibt sich als erste Bedingung eines solchen friedlichen getrennten

Rebeneinander von Kirche und Staat die gegenseitige Anerkennung der Existenzberechtigung. Raum und wird aber die sozialdemokratische Zukunftsgesellschaft der Kirche Achtung entgegenbringen und ihre Anerkennung sollen, nachdem sie jetzt bereits vom wildesten Gottes- und Kirchenhaß glüht? Hält sich jetzt nicht schon mancher Genosse für berechtigt, an Kirche und Christentum sein Mitleid zu fühlen und den Befähigungsnachweis, ein echter Genosse zu sein, durch christumsfeindliche und gotteslästerliche Äußerungen zu erbringen?

Die Freiheit, welche der Kirche in dieser Gesellschaft der Zukunft blüht, wäre eben eine Vogelfreiheit, die jedem das Recht gibt, einen erbitterten Kampf gegen dieselbe zu führen. Dann würde sich zeigen, daß die Sozialdemokratie Freiheit nur für sich kennt, für die Andersdenkenden aber, zumal für christlichdenkende Menschen nur die unerhörteste Gewissensstrammerie übrig hat.

Das zeigt sich ja jetzt schon. Wie jubelt die Sozialdemokratie den französischen Kulturkämpfern zu, weil sie die Kongregationen austreiben helfen und diesen vorab die Schule nehmen.

Die Schule hat ja in der sozialdemokratischen Gesellschaft die Aufgabe, den Unglauben in die Kinderseele einzupflanzen, wie das ja Liebstuch auf dem Parteitag in Halle ausgesprochen hat: „Der Religion können wir bloß dadurch zu Leibe gehen, daß wir die Religion des Einzelnen ruhig Religion sein lassen, ihm aber Wissen beibringen. Die Schule muß gegen die Kirche mobilisiert werden, der Schulmeister gegen die Pfaffen; richtige Erziehung befähigt die Religion.“ Die Schule soll also den Totkrieg führen gegen die Religion!

Aber ist nicht eben die Erziehung der Kinder in der Religion der Eltern das erste unveräußerliche Recht derselben? Ist das nicht eben die praktische Betätigung der vom Staate garantierten Gewissensfreiheit? Gibt es einen unerhörteren Eingriff in die Gewissensfreiheit, als wenn man gläubige Eltern zwingen will, ihre Kinder in Schulen zu schicken, wo ihr Glaube und ihre Religion systematisch bekämpft werden?

Diese unerhörte Gewissensstrammerie ist aber eben das, was die Sozialdemokratie meint, wenn sie sagt: „Religion ist Privatsache.“

Der Hinweis auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika ist ein recht unglücklicher Mißgriff: einmal deshalb, weil dort die Kirche der Ruhe sich nur erfreut in Folge der allgemein herrschenden religiösen Gleichgültigkeit. Wo die Jagd nach dem Dollar alles Interesse verdrängt, bleibt nichts übrig für die großen religiösen und philosophischen Fragen. Sobald aber eine Gesellschaft auf einer philosophischen Weltanschauung sich aufbauen will — und die Sozialdemokratie sieht ja das Fundament für ihre Gesellschaftsordnung in der materialistischen Weltanschauung — da ist der Konflikt unvermeidlich; und dann, weil in den Vereinigten Staaten die Katholiken ihre Kinder in ihren eigenen Schulen

unterrichten und erziehen und ihnen niemand ein Hindernis in den Weg legt.

Dagegen befragt das sozialdemokratische Programm von Erfurt: Das Ziel der Sozialdemokratie sei: „Vermittlung der Schule und obligatorischer Besuch der öffentlichen Volksschulen“; also die sozialdemokratische Zukunftsgesellschaft errichtet religionslose Schulen, und die Eltern werden gezwungen, ihre Kinder in diese Schulen zu schicken.

Und das heißt der sozialdemokratische Taufendfünftler: „Freie Kirche im freien Staat.“

Der Raum scheint sein eigenes Parteiprogramm nicht zu kennen, denn sonst könnte er nicht zu Ausreden seine Zuflucht nehmen, welche dem eigenen Parteiprogramm schmerzhaft zuwiderlaufen. Oder gehört eine solche Heuchelei vielleicht in das Kapitel von der sozialdemokratischen Taktik? Herunter mit der Maske!

Die Kurpfuschererei.

Ein großer Sensationsprozeß hat in der letzten Woche in Berlin zweifellos mehr Aufmerksamkeit auf sich gezogen als alle hochpolitischen Debatten in den Parlamenten. Ein Mann mit dem klangvollen Namen Kardenfötter und ein Arzt mit dem nicht ganz so schönen Namen Dr. Krouheim standen vor Gericht, angeklagt der größten Kurpfuschererei und der Verhöhnung des Geschehenen, wenn auch nominell — verschiedener Offensivbarungsgeide wegen, die er früher schon geschworen — seine Frau als Zubehörende galt. Kardenfötter betrieb nicht etwa irgendwelche „Wunderkuren“, noch hatte er irgend ein neues Heilmittel erunden, wessen sich andere Kurpfuscher gewöhnlich rühmen; nein, er pfuschte in der allergewöhnlichsten Weise den Ärzten ins Handwerk. Dazu gehörten weiter nichts, als ein paar Tausend Mark, um den nötigen Lantam in Inseraten schlagen zu können; er inserierte aber nicht in Berliner, sondern nur in auswärtigen Wählern, um nicht genötigt zu werden, seine Patienten in persönliche Behandlung zu nehmen. Jedenfalls fürchtete er, daß hierbei sein Nimbus sehr bald verblasen würde. Darum beschränkte er sich auf briefliche Behandlung und inserierte nur in auswärtigen Zeitungen.

Und diese Inserate hatten einen kolossalen Erfolg. Zu Tausenden strömten Herrn Kardenfötter die Heilungsbedürftigen zu, und Frau Kardenfötter und ihre Wirtschaftlerin hatten alle Hände voll zu tun, um die einlaufenden Postanweisungen einzufassieren und zu buchen. Es hat sich in dem Prozeß herausgestellt, daß Kardenfötter Einnahmen hatte, wie die ersten medizinischen Autoritäten Berlins, nämlich von 300 000 M. jährlich und mehr. Dagegen spielen die karglichen Löhne, die er seinen Ge-

Im Goldfieber.

Ein Roman aus dem Kapland.

Von Erich Friesen.

(Aachdruck verboten.)

XI.

Troy des wunderbaren, sonnenwarmen Wetters, troy der blütenvollen Schönheit der Natur ringsum, troy der freudigen Stimmung, in die der Brief ihres Verlobten sie versetzt hat — Irene findet die nächsten Tage langweilig und uninteressant.

Lady Elisabeth ist krank. Nach der Abreise ihres Vaters hat sie das Zimmer nicht mehr verlassen. Die Unterredung mit ihm wirkte derart auf ihre schwachen Nerven, daß sie kaum imstande ist, einen klaren Gedanken zu fassen.

Irene bittet die Freundin, sie pflegen zu dürfen.

Doch Lady Elisabeth weist dieses Anerbieten fast schroff zurück.

„Laß mich allein! Es macht mich nervös, jemand im Zimmer zu haben. Geh' spazieren oder schließ Dich anderen Hotelgästen an!“

Und Irene läßt sie allein. Tagtäglich unternimmt sie lange, einsame Spaziergänge die Meeresküste entlang oder in den Botanischen Garten oder in die nahegelegenen Dörfer. Oder sie sitzt in ihrem Schlafzimmer, ein Buch in der Hand, in dem sie gewöhnlich nicht liest. Weitab schweifen ihre Gedanken — hin nach Kapstadt, hin zu dem Geliebten.

Die Zeit schiebt ihr wie eine Schildkröte dahin. Wäre der Aufenthalt in Port Elizabeth doch erst zu Ende! Wäre sie doch wieder in Kapstadt!

Oder wäre wenigstens Lord Roberts da!

In seiner Gesellschaft hat sie sich nie gelangweilt. Jede Stunde, jede Minute bot irgend eine Abwechslung. Seine Unterhaltung, voll von Pointen, Geist und Wig, hielt sie stets völlig gefesselt. Und wenn sie einmal des Lebens müde waren, dann half die Musik aus — die

Musik mit ihrer tiefen, bedeutungsvollen Sprache, in welcher Herz zum Herzen spricht und die Seelen unversehrt einander sich nähern . . .

Und jetzt?

Auch Paul läßt nichts mehr von sich hören. Zeit jenem Briefe, welcher sie so unendlich glücklich gemacht, hat er nicht wieder geschrieben, trotzdem sie durch einen vier Seiten langen Brief voll zärtlichster Worte antwortete.

Unbegreiflich! . . .

Auch heute steht Irene wieder, wie jetzt so oft, allein am Fenster des kleinen Privatpalons.

Sie fühlt sich besonders verstimmt. Ihr ist es, als ob etwas Geheimnisvolles, etwas Schreckliches sie umschwebte — etwas, das sich auf sie herablenken, sie erdrücken müsse.

Gedankenvoll blickt sie über die majestätisch heraustrahlenden Hüten — hin in der Richtung nach Kapstadt, wo ihr Geliebter weilte, nach Westen, wo jetzt mit all seinem leuchtenden Glanze der heimgeliebte Sonnenball den tiefblauen Himmel purpurn färbt.

Tränen steigen in ihre Augen.

Das herrliche Schauspiel des Sonnenuntergangs wirkt stets auf ihr sensitives Gemüt — doch heute mehr denn je. Vielleicht, weil sie so allein ist . . .

Ganz in ihre trüben Gedanken versunken, bemerkt sie nicht sich rasch nähernde Schritte, auch nicht das Öffnen der Tür.

Da legt sich auf einmal eine Hand auf ihren Arm. Sie fährt herum.

„Henry!“

Eine plötzliche Freude wällt in ihrem Herzen auf. Impulsiv streckt sie dem Manne die Hand entgegen.

„Da bin ich wieder, Irene!“

„Ja, und ich bin froh darüber.“

„Wirklich?“

Er zieht sie an sich und drückt einen Kuß auf ihre Stirn. Sie fährt zurück.

„Erstrecken Sie nicht! Es ist nur ein verwandtschaftlicher Kuß, Irene! Ich bin ja Ihr Kusine!“

Die Worte sollen scherzend klingen, und doch bebte seine Stimme.

Und auch Irene erzittert.

Jaghaft blickt sie zu ihm empor.

Da befällt sie auf einmal eine furchtbare Angst. Sie hat etwas in seinen Augen gesehen, etwas, das sie noch nicht versteht, das sie aber mit Entsetzen erfüllt, etwas, das sie instinktiv vor ihm zurücktreten läßt.

Erbleichend tritt sie einen Schritt zurück.

„Was haben Sie, Irene? Fühlt Ihnen etwas?“

„Nein, mir fehlt nichts. Elisabeth ist krank.“

Irenes Stimme klingt eigentümlich schrill.

„Schon lange?“

„Seit Ihrer Abreise.“

„Und Sie sind seitdem stets allein gewesen? Armes Kind!“

„Ich bin nicht zu bedauern, sondern Elisabeth.“

„Hat sie einen Arzt konsultiert?“

„Nein, sie wollte nicht. Sie sagte, sie sei nervös. Ein Arzt könnte ihr doch nicht helfen.“

Lord Roberts' Brauen ziehen sich zusammen. Daß seine Schwester sich auch gar nicht beherrschen kann! Unvergleichliche Weiberschwäche!

Einige Augenblicke verharren beide noch schweigend am Fenster. Dann ladet Lord Roberts Irene durch eine Handbewegung zum Zigen ein und nimmt selbst neben ihr Platz.

Wiederholt blickt Irene ihren Vornam von der Seite an. Woher kommt es nur, daß er ihr heute in ganz anderem Licht erscheint, wie sonst?

Auch Lord Roberts' sieht sich nicht vollständig Herr der Situation.

Das nervöse Unwohlsein seiner Schwester — der Aufbruch auf Irenes Stirn — ihr plötzlich unerwartetes Zurückweichen vor ihm — die Nachricht, die er noch im Vorbeilicht für sie hat — dies alles macht den sonst stets überlegenen Mann unruhig, fast verlegen. Er weiß nicht, wie er mit seiner Nachricht beginnen soll . . . (Fortsetzung folgt.)

